

[Kagobrus verboten.]

47]

## Der Entgleiste.

Von Wilhelm Holzamer.

Er hatte Furcht.

Und er dachte an das kleine Häuschen neben der Biegelhütte, in dem er geboren worden war, und die Welt um ihn wurde immer kleiner und enger, und die Welt draußen wurde ihm dunkel und unheimlich.

Abends wehte der Wind vom Rhein herüber. Nun berief er sich in den Bäumen und wurde laut in ihnen.

Sie kehrten schweigend um.

Die Ferne war so klar, daß man die Berge der Gardt scharf abgezeichnet am Horizonte sehen konnte. Jeder einzelne trat deutlich hervor, Dürkheim, Neustadt und die Weinorte dazwischen waren genau zu unterscheiden. Breit stieg nach Süden zu der Dom von Speyer auf, nahe trat der Dom von Worms. Und nun blinkte ein Stück Rhein auf.

„Der Rhein!“ rief Philipp aus.

Sein Finger wies nach dem blinkenden Silberstreifen.

Er war entzückt.

Melanie betrachtete ihn lächelnd von der Seite und freute sich.

„Hat Sie der Rhein nie in die Ferne gelockt?“

Da erwachte sein rhein Hessisch Blut, das nicht Ruhe hat und Sehnsüchtigkeit.

„In die Ferne? Mit tausend Segeln.“

Er legte ihre Hand auf seinen Arm mit einem leisen Druck.

Da sagte er traurig:

„Früher war das.“

Sie ließ ihren Arm sinken und ging ein paar Schritte weiter.

„Lebt Ihre Mutter da?“

„Ja.“

„Ihr Vater?“

Philipp stutzte.

„Mein Vater hat sich im Rhein ertränkt.“

Er beobachtete sie scharf. Aber sie verzog keine Miene.

Er war froh.

„Vielleicht ist er auch durch Zufall ertrunken. Ich glaube sogar,“ ergänzte er.

„Weiden Sie daran?“

„Nein!“

Er sagte es fest und bestimmt.

„Das freut mich von Ihnen und das freut mich auch für Sie.“

Nun gingen sie weiter. Der blinkende Streifen Rhein erlosch. Aber die Berge blieben klar.

„Es wird regnen morgen,“ erklärte Philipp. „Diese Klarheit kündigt hier stets Regen.“

Da fuhr unten auf der Straße ein Wirbelwind auf und tanzte in einer hohen Staubfäule die Landstraße hin.

„Sehen Sie, der Umschlag ist noch vor morgen da.“

Sie war traurig geworden. Nach einer Weile fragte sie:

„Da fällt unser Spaziergang aus? Vielleicht ist's dann ganz aus mit unseren Spaziergängen. O, sie waren so schön, Doktor! Ich bin Ihnen so dankbar.“

Er wehrte ab.

„Eins muß ich Ihnen noch sagen — Sie sind der erste Mensch, vor dem ich Frau sein wollte. Vor allen anderen wollte ich Künstlerin sein. Das heißt, verstehen Sie recht: ich wollte als Künstlerin in erster Linie Geltung haben. Vor Ihnen ist das zurückgetreten. Und ich glaube, es hat ein richtiges Maß angenommen: ich möchte als Frau und Künstlerin vor Ihnen gelten.“

Nun war ihm, als müsse er seine Arme um sie schlingen. Es jubelte in ihm und machte ihn stolz. Sie hatte ihn so fleingedrückt heute, nun dehnte und streckte er sich wieder in die Höhe vor ihr. Aber Worte fand er keine.

„Sehen Sie, das ist ein Ausgleich, den ich Ihnen auch noch zu danken habe. Das hat mich als Menschen abgerundeter, ausgeglichener, vollkommener gemacht. So bin ich unter Ihrer Hand gewachsen, und ich danke Ihnen von

ganzem Herzen dafür! Ich habe in mich geblickt, und Sie haben mich mir aufgetan. Das ist so schön, so herrlich ist das. Das ist so ein Glück!“

Tränen standen ihr in den Augen.

„Sie haben mir mehr gegeben,“ sagte Philipp.

„Nun lassen Sie's gut sein,“ wehrte sie und brach ab. „Wir sind zu Hause. Schade, daß uns der gute Weik heute versäumt hat.“

18.

Am Morgen liegen die Nebel schwer auf dem Lande, in dichten Ballen im Tal und Grund, weiß wie Watte, um die Höhen ziehen sie wie Rauch. Langsam schwinden sie, am Abend kehren sie wieder. Dann sind sie grau und scharf, kühl und moderig.

Philipp sieht ihrem Treiben täglich zu. Die Winzer nennen sie „Traubendrücker“ daheim, und er freut sich. Sie sind garstige, unfreundliche Gesellen, aber sie meinen's doch nicht übel. Sie legen einen leichten Hauch auf die Trauben, ganz zart und weich, und während ihn die Sonne außen abschlekt, wird es innen in den Beeren süßer und wärmer. Und ihre Haut wird ganz dünn. Dünn wie Spinnweben. Es sind die Nebel, die die Feinheit und Reife der Nebenfrucht machen, denn die Sonne bekommt eine stärkere Gewalt, eine feinere Eindringlichkeit durch sie.

Und Philipp sieht ihnen zu und hängt unbestimmten Gedanken nach. Es ist etwas Bestimmtes in seinem Sinn, dem er beständig ausweicht, das er flieht. Aber es bleibt doch da. Er greift es nur nicht fest an, er umhüllt es weich mit Unbestimmtheiten. Seine Gedanken schweifen. Er hat so feine Dämmernisse in sich. Es ist ihm wohl dabei. Er hat so viele Ungewissheiten, in denen seine Gefühle sich verlieren können, wie sich ein leichter Hauch in der Höhe verliert. Wie der leichte Hauch in der Höhe hinfährt und immer mehr seine Form verliert und sich schließlich auflöst.

Und doch will er es ja eigentlich packen und formen und es auf einen festen Kern bringen.

Er ist fremd in der Welt geworden, und er steht allein in ihr. Er sieht keine Grenzen mehr um sich, nicht Raum und Tor. Sein Sinn geht weiter — und nun ist die Unbestimmtheit schon wieder da — er geht über die Berge. Da ist das Blaue, Ungefaltete, das er noch nicht kennt. Er reckt und streckt sich danach. So muß es dem Vogel im Käfig sein, dem Füllen im Pferch. Es ist irgendwoher ein Ton zu ihm gedrungen, ein Ton der Freiheit, ein Ton vom Glück. Den Wandervögeln muß es so sein, wenn der Herbst kommt. Sie wissen von einem Lande, wo Sonne ist und Frühling. Sie ziehen dem Glück nach und ziehen dem Glück entgegen. Denn sie brauchen das Glück. Das Glück ist der Sinn des Lebens, und es ist der Sinn des Menschen. Im Glück sieht selbst aufzuschließen, sich selbst kund zu tun.

Aber hat er nicht gehört, daß es das Leid ist, das die tieferen Furchen in uns gräbt? Ach, Glück oder Leid, es ist der Mensch selbst, der alles so nimmt, wie er es notwendig hat.

Und — Glück oder Leid — an den äußersten Enden gefaßt — er hat ja weder das eine noch das andere. Er hat nur Gleichgültigkeit. Aber ist nicht das gerade das Unerträgliche? Ist nicht das gerade das Verächtliche, das er beständig von sich selbst fühlt, das er wie ein häßliches Muttermal mit sich herumschleppt?

Seine Frau besorgt die Küche gut und hält die Stuben rein und ist stolz darauf, wie schön und sauber und geordnet es bei ihr ist. Wer kommt, ist des Lobes voll. Der Doktor Kaiser kann sich sein freuen und die Finger lecken — der hat eine Frau, wie sie ein Mann braucht. Das sagen die Frauen des Städtchens, und es will was heißen. Die Männer sagen: eine Frau ist immer Lotterie gespielt. Der Doktor Kaiser hat's getroffen. Nicht zu viel und nicht zu wenig — gerade recht. Faßt selbst an zu Hause und scheut vor keiner Arbeit zurück und kann sich auch sonst sehen lassen. Nicht schön, aber gesund. Und das ist viel wert. Nur Kinder scheint sie keine zu kriegen. Nun, desto besser für den Doktor.

Und die Leute wissen, wie die Frau Doktor kocht und was sie jeden Tag kocht, und daß der Doktor der glücklichste



Mensch auf der Welt ist. Daß er Geld erheiratet hat, bare Mitgift, und daß er noch eine schöne Summe zu erwarten hat. Die eine oder die andere der Damen der „feinen Gesellschaft“ — es sind die Beamtenfrauen und die Doktorfrauen und die angehenden Heiratskandidatinnen der paar reichen Krämersleute — rümpfte die Nase über ihn und sagen: „Puh, den! Den hätte ich nicht genommen. Seine Mutter macht Piegeln und sein Vater hat sich totgeschossen. Pfuil Feine Familie! Der sollte seine Frau auf Händen tragen und mit Samt und Seide behängen, daß er sie gekriegt hat. Die war schön dumm. Hätte zehn andere haben können. Die mit ihrem Gelde.“

Die höheren Damen des Städtchens suchten immer die Feinen zu spielen — aber wenn sie über einen lieben Mitmenschen herfielen, war's, wie wenn die Frösche im Teich loslegen. Da hatten sie alle nur eine Stimme. Und alle nur eine Sprache: eine ganz gewöhnliche. Leere Seelen, bestand ihre ganze Vornehmheit nur in Kleidern, in denen sie noch nicht einmal Geschmack bewährten. Die Landpomeranzen guckten ihnen aus allen Spitzen und Schleifen heraus. In den Teeegesellschaften lasen sie auch Romane. Und alle erzählten mit ihrem ausgezeichneten Urteil.

Die Frau Doktor Bögelein pfiff dann: „Langweilig, es geschieht ja gar nichts!“

Die Frau Direktor Sumpfel flötete: „Nein, immer nur diese geringen Leute, immer nur diese gewöhnlichen Menschen — das interessiert uns doch gar nicht.“

Die Frau Kreisrat Bansemann entschied: „Ein Roman muß Entwicklung zeigen, aber von Menschen, um die es der Mühe wert ist. Mein Mann sagt hundertmal: „Heutigen Tags interessiert diese Romanschreiber mein Bureaudiener mehr als ich selbst. Und ich bin doch etwas anderes als mein Bureaudiener!“ Hat mein Mann nicht recht? Sagen Sie selbst! Ist das ein gesunder Zug unserer Literatur? Ach es gibt gar keine Literatur mehr.“

Da erwiderte Frau Doktor Bögelein und ründete ihre Lippen wie eine Spitzmaus: „Den nächsten Roman, den wir lesen, wollen wir doch sehen, daß wenigstens ein Leutnant darin vorkommt. Man muß doch auch etwas von der Lektüre haben.“

Nun hatte gerade die Frau Pastor Schmeutler einen Bissen Schokolade aus ihrer Tasche genascht, was so ihre Art war, weshalb sie auch die Schokoladenlulu genannt wurde, und während die Süßigkeit noch auf ihrer Zunge verging, konnte sie sich doch nicht verhalten zu sagen: „Ich lese am liebsten in der Bibel, und das findet auch mein Mann das Beste für eine Frau. Denn wir sind doch eben nur Frauen und von zarterer Natur.“

Frau Bürgermeister Schön erhob sich und bog den Kopf ein wenig in den Nacken, räusperte sich, als alle zu ihr erwartungsvoll herfielen, und verkündete: „Uns ist, als Katholiken, die wir sind, und woran wir halten, die Bibel verbieten.“

Sie setzte sich. Die Frau Pastor verschluckte ihre Schokolade. Das Thema war nun abgetan, denn es war an die Toleranz gerührt. Nichts aber mußte, außer dem Anstand, in den Teeegesellschaften mehr gewahrt werden als die Toleranz.

Seit ein paar Tagen war aber jede Gefahr ausgeschlossen, daß Anstand und Toleranz verletzt werden könnten, denn das herrschende Gesprächsthema war nicht danach angetan. Es betraf den Doktor Kaiser. Es wisperte und flüsterte etwas über ihn in der Stadt. Man tuschelte sich's unter dem Siegel der Verschwiegenheit zu. Niemand wußte etwas Bestimmtes. Man sagte nur. Es war alles nur vom Hörensagen her.

Der Doktor sollte ein „Verhältnis“ haben, ein richtiges „Verhältnis“. Mit einer Kranken des Sanatoriums, die er operiert habe.

Man war entrüstet. Pfuil! Auch das noch.

„Das ist sicher, Arm in Arm sind sie durchs Feld gegangen,“ sagte Frau Doktor Bögelein. „So etwas tut man doch nicht. Das muß eine schöne Person sein, muß ich sagen.“

„Jeden Tag zur selben Stunde, das bestätigt auch mein Mann,“ erklärte die Pastorin, „kann man sie zusammen ausgehen sehen.“

„Die arme Frau tut mir leid. Heiratet einen Menschen von so geringer Herkunft, und muß ihr nun so gehen,“ sagte die Frau Bürgermeister Schön.

Und die Frau Kreisrat Bansemann fügte hinzu: „Eine Sünde und Schande ist's. Dieses niedrige Volk — der Frosch

hüpft wieder in den Pfuil, daß er auch gleich auf goldenem Stuhl, sagt sehr richtig das Sprichwort. Man heiratet eben so jemand nicht.“

„Nein,“ fiel ihr rasch Frau Direktor Sumpfel ein, „es muß doch jemand Herkunft haben, das ist die Grundbedingung.“

Frau Doktor Bögelein hatte schon die ganze Zeit gebrannt, ihre Zwischenrede zu tun, hielt sich aber zurück, weil so hohe Damen wie die Frau Kreisrat und die Frau Direktor gerade sprachen.

„Nicht auszudenken ist der Fall. Gerade er als Arzt, der jederzeit allein in das Krankenzimmer gehen kann und sie sogar operiert hat — denken Sie nur einmal.“

Nun waren Gedanken gelöst, die sich allen in lebendigen Vorstellungen aufdrängten oder welche die lebendigen Vorstellungen, die schon vorhanden waren, verstärkten. Es gab ein Gewisper und Geslüster am Tisch. Um die Unsauberkeit der Seelen gab sich in Heimlichkeit und Verschämtheiten kund und bemäntelte sich mit ihnen.

Es war doch gut, daß sich mit der Zeit der Verkehr zwischen den Ärzten des Sanatoriums und den Familien des Städtchens etwas gelockert hatte, weil doch eben die Entfernung zu weit war. Außerdem hatten auch die Ärzte des Sanatoriums etwas unangenehm Ueberlegenes den praktischen Ärzten gegenüber gehabt, so daß sich der Verkehr auch deshalb nicht befestigt hatte. So kam Frau Doktor Kaiser nicht in die regelmäßigen Tee- und Lesegesellschaften. Was hätte man mit ihr anfangen sollen? Sagen konnte man es ihr doch nicht. Schreiben? Höchstens anonym. Denn man war doch verpflichtet, sie darauf aufmerksam zu machen, was in ihrem Hause vorging.

„So das eigene Nest zu beschmutzen! Das können wir auf keinen Fall dulden und dürfen es nicht,“ eiferte die Frau Pastorin. „Das geht gegen jede Moral und Sittlichkeit, und wir würden uns zu Mitschuldigen machen, wollten wir hier nicht eingreifen. Ich bin bereit, den anonymen Brief zu schreiben und ihr klaren Wein einzuschütten.“

„Es gibt eine Scheidung,“ triumphierte Frau Doktor Bögelein, und ihr ältliches Gesicht belebte sich ein wenig und ging in die Breite. Für gewöhnlich zog sie es immer spitz zusammen, weil sie das für vornehmer hielt. „Frau Doktor Kaiser muß sich doch unbedingt scheiden lassen, ich bitte Sie, meine Damen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Arbeitermöbel.

Der Arbeiter hat keine Zeit, sich mit flüchtigen Modedingen zu befassen. Seine ganze Kraft hat er darauf zu verwenden, den politischen Einfluß seiner Klasse zu steigern, seinen sozialen Zustand zu bessern. Alles, was ihn von dieser seiner höchsten Lebensaufgabe abzieht, muß ihm verwerflich und gleichgültig sein. Er darf sich nicht an Ideologien verlieren, darf nicht unter die ästhetischen Schwärmer und Süßholzraspler gehen.

Wenn nun Leute aufstehen, die davon sprechen, daß der Arbeiter für die Schönheit im Leben, für die Schönheit des Wohnens, die Schönheit des Möbels und alles dessen, was dazu gehört, das Seine beizutragen habe, so gilt es zunächst, zu prüfen: ob durch solchen Eifer für das Schöne und Geschmadsvolle auch wirklich die politische Kraft und das soziale Selbstbewußtsein gemehrt wird. Es hält nicht schwer, nachzuweisen, daß dem in der Tat so ist. Alle Kunstgeschichte lehrt, daß die Herrschenden in sich mit den Werken der Architektur, der Malerei und der anderen Künste Denkmale und Ausdrucksformen errichten wollten. Die Genaltherrscher der Renaissance brachten in den rauschenden Symphonien ihrer Paläste ihr Machtbewußtsein zum Ausdruck. Der römische Papst, der Herr der Erde, ließ die Peterskuppel sich wölben, daß sie das Heil des Himmels beschatte. Und nicht weniger ist das Noto die Verkörperung des zum äußersten gesteigerten Königtums, das Biedermeier aber: festgewordenes Spießbürgertum.

Es bleibt also nicht darüber zu streiten, daß das scheinbar Tote, das Haus aus Stein, das Gerät aus Holz oder Metall in Wahrheit ein Gefäß des Lebens, eine Konzentration des Willens ist. Wenn das aber stimmt, dann erhebt sich sofort die Frage: Was tut denn der Arbeiter dazu, um dem Zeitalter seiner Emangipation, dem Jahrhundert seiner aufsteigenden Herrschaft einen formalen, einen die Gegenwart auch nach außen hin überdauernden Ausdruck zu schaffen? Diese Frage wird einmal von den kommenden Generationen an uns gestellt werden. Wenn wir sie heute zu beantworten hätten, müßten wir kläglich auf ein Nichts verweisen. Die Arbeiter haben sich wohl hier und da ein Volkshaus gebaut, doch die wenigsten davon verzichteten auf die Anknüpfung aus dem alten, historischen, den Königen und der Kirche gehörenden Stilen; das „Maison du Peuple“ in Brüssel ragt beinahe einsam



als Zeuge eines neuen Wollens, als Prophet eines kommenden Geschlechtes.

Und wie steht es mit der Arbeiter-Wohnung? Ist sie mehr als ein dürftiger Abblatich dessen, womit der Bourgeois sich maschirt? Es entbehrt in der Tat nicht einer herben Komik, daß der Arbeiter zwischen Möbeln wohnt, die durchaus ein Spiegelbild der Kleinbürgerlichen Instinkte der Zeit nach 1870 sind. Wo kommen denn die „schönen“ Muschelmöbel, die nußbaumenen Trumeaus, Berlises, Kameelbretter, all die besäulten und mit Ornamenten überladenen Ueberflüssigkeiten, die auch in den Wohnungen der Arbeiter stehen, eigentlich her? Es sind die letzten Reste jener entarteten Unkultur der Gründerjahre, da die plötzlich zu Geld gekommenen Spießbürger im Prokentum sich selbst erstickten. Das Bürgertum hat schon begonnen, sich von diesen Zeugen einer üblen Vergangenheit zu befreien. Die Bewegung, die seit Jahren immer weitere Kreise zieht und bereits zu bedeutenden Erfolgen führte, die Bewegung, für die Künstler, wie von de Velde, Peter Behrens, Bruno Paul, Hermann Muthesius ihr Können einsetzen, steht blank und hoffnungsvoll da, den schäbigen Resten feiger Geschichtsklitterung Trutz bietend, der Gefinnung und dem Temperament eines neuen, von falscher Pietät gelösten, der Weltkultur ergebenden Menschen dienend. Und da sollte es nicht an der Zeit sein, daß auch der Arbeiter nun endlich seiner Art und seinem Wesen eine eigene Formenprache, eigene Häuser, eigene Möbel findet und schafft, zum mindesten fordert? Wahrlich, die Stunde ist da, daß der Arbeiter in Bewußtsein des ihm zukommenden Einflusses den braven Möbelhändlern, die ihn mit bürgerlichem Abfall speisen wollen, rund heraus sagt: Behaltet euren Kram! wir wollen unsere eigenen Möbel: Möbel, von denen einst die Geschichte sagen soll, daß sie Dokumente der Lebensauffassung und der Energie des zu sich selbst gekommenen Proletariats sind.

Das also ist das Problem, darum es sich handelt, wenn daran gegangen werden soll, die Arbeiterwohnung von den zerbröckelnden Resten des sterbenden Spießbürgertums zu befreien und statt dessen sie zu einem Symbol des jungen, gesunden, aufsteigenden Volkes zu machen. Was da im einzelnen zu tun ist, das wird die Diskussion der nächsten Zeit erwägen und feststellen. Vor allem aber wird durch Taten ein Anfang zu machen sein. Musterwohnungen müssen zur Aufstellung gelangen, in großem Maßstabe wird die Fabrikation einzusetzen haben, wie das übrigens hier und da, wenn auch nur schüchtern, bereits geschehen ist.

Mit der Propaganda solcher Ideen und Absichten wollte der Berliner Verein von Frauen und Mädchen der Arbeiterklasse letzter Tage sein Winterprogramm eröffnen. Leider war ihm als Mentor ein noch sehr jugendlicher und unerfahrener Gelehrter beigesetzt, der noch nicht gelernt hat, die wirtschaftlichen Wurzeln, die materialistische Basis des ideellen Geschehens zu sehen. Es bleibt nur zu hoffen, daß die Zuhörer sich dadurch nicht irremachen lassen. Die Sache, um die es sich handelt, ist gut, sie ist es wert, daran Arbeit zu setzen. Robert Preuer.

## Im Neuen Botanischen Garten.

(Geöffnet: Dienstag, Mittwoch, Freitag, Sonntag von 2 Uhr ab.)

Noch zeigt der Kalender Sommer an, und bisweilen scheint es, als ob seine letzten Wochen gut machen wollten, was der Wettergott uns auferlegt hatte. Aber es scheint nur so, denn bisher verlassen alle diese Versuche im Sande oder richtiger gesagt: im Regen. Die Schnur der Jahreszeiten hat sich inzwischen wieder ein mächtiges Stüd weiter abgewickelt, und das häufig verdunkelte Licht des Tages fällt über ein verändertes Bild. Das volle saftige Grün des Frühjahres ist nicht mehr, und in den Baumkronen kommen gelbliche und bräunliche Töne auf. An Blumen freilich fehlt es noch immer nicht. Während sie im Freien allerdings erheblich nachzulassen beginnen, treten sie in den Gärten und Laubentolarien in erstaunlicher Fülle auf. Ganze Garben von übermannshohen gelbblühenden Rudbedien (aus Nordamerika) schießen neben Sonnenblumen in die Höhe, Dahlien blühen in fast allen Farben, Christanthemen, Finnien, Phlox, Tagetes und wie die beliebtesten Zierpflanzen alle heißen, haben zu ungezählten Tausenden ihre Blüten entfaltet.

Auch im Botanischen Garten bei Dahlem können wir dieses Bild genießen. Auf dem Wege vom Portal zu den Gewächshäusern ist alles vereinigt, was als gärtnerische Botanik bezeichnet werden kann: Ziergewächse in Blatt und Blüte. Prächtig machen sich dabei die roten Fuchschwänze unter milderen Farben. Im eigentlichen Garten blüht hier und dort noch manch schönes Gewächs, im allgemeinen aber herrscht die Zeit der Fruchtreife vor; sie gibt uns Anlaß, an den Gewächshäusern vorbei zu der Abteilung der Rußpflanzen zu schreiben. So manches, was wir sonst nur durch Saamen und Nagen kennen lernen, sehen wir hier noch im Werden und Reifen. Die Salierie mit den wunderbar geformten Melonen und Kürbissen fallen uns sogleich auf, aber auch die stattlichen Stauden der Rizinuspflanzen und des Hanfes machen sich bemerkbar. Der Tabak steht in voller Blüte, der Schlafmohn, dessen Samen unser Vackwerk ziert, reift seine diden Kapseln. Neben Salat und Endivien können wir die beliebte Zichorienpflanze in voller Blüte beschauen; wir werden sie dann im Freien, wo sie

an jedem Feldwege wild wächst, um so leichter wiedererkennen. Erwähnt seien die reifen Schoten, die der spanische Pfeffer (Paprika) entwickelt hat, und die Tomaten, die hier in überreicher Fülle geradezu an den Stengeln sanken. An einer anderen Stelle bilden Rutzgräser ein Rondell. Bis zu doppelter Mannshöhe ragt der Mais hier auf. Bei dieser Pflanze sind die Geschlechter getrennt auf demselben Stamme. An der Spitze reifen in schieren Ähren aus weiblichen Blüten die großen Maiskörner. Tiefer herab am Stamm sehen wir aus feurig verdickten Blattstücken große Büschel dünner Fäden herausspringen: die wertvollen Staubfäden, die ihren Dienst längst getan haben. Hier steht auch die Zuderhirse, die Durrah oder Rohrenhirse und manches andere sehr stattliche Grasgewächs. Nicht weit von dieser Abteilung kommen wir zu den Agavegewächsen, die noch im Freien stehen. Die große Agave americana, die sogenannte hundertjährige Aloe, von der wir vor längerer Zeit berichteten, daß sie in Blüte stehe, hat erst jetzt, durch das rauhe Wetter verzögert, ihre gelben Blüten stattdell entwickelt wie ein riesiger Armlaucher. Sie wird ihre Früchte bei uns nicht reifen und vielleicht aus diesem Grunde weiter leben; denn wo sie ihre Früchte reift, stirbt sie ab.

Beim Wandern in dem Garten sehen wir manches schöne Bild; so dort, wo an einer sumpfigen Stelle unter einer Silberweide das Kolbenrohr in Menge seine braunen Kolben entwickelt hat. Gehen wir weiter gegen Nordwesten, so kommen wir in Baumbestände; wir treffen die Weiden, dann die Birken und Erlen in verschiedenen Arten. Schauen wir hier scharfer zu, dann fallen uns bald an diesem, bald an jenem Baum zahlreiche Ähren auf: Blüten für das kommende Frühjahr. Die Schuppen fest aneinandergeschlossen, werden sie den grimmen Winter erwarten, ihn unberührt überdauern und dann ein neues Blütenjahr einleiten. So zieht auch die Wanderung im Botanischen Garten, wie Tod und Leben untrennbar ineinander greifen.

R. 2.

## Kleines feuilleton.

### Kunfigetwerbe.

Riefenglocken. Bei Gelegenheit der Leichenfeier für Eduard VII. von England wurde die Aufmerksamkeit vorübergehend auch auf eine andere große Persönlichkeit gelenkt, nämlich auf eine der größten Glocken der Erde, die sogenannte „Big Ben“ im Westminster-Palast. Es hat sicher eine Zeit gegeben, da diese Glocke in Europa überhaupt nicht ihresgleichen hatte. Sie hat in der Deffnung einen Durchmesser von 2 1/4 Metern und ist in London selbst gegossen worden. Ihr Gewicht beläuft sich auf 13 800 Kilogramm. In dieser und jeder Beziehung etwas unterlegen ist ihr die Glocke der berühmtesten Kirche von Paris, Notre-Dame; diese Glocke ist auf den Namen „Emmanuel“ getauft, hat 27 Meter Durchmesser und 12 500 Kilogramm Gewicht. In der französischen Stadt Sens gibt es noch eine Glocke, die sogar einen etwas größeren Durchmesser als der „Emmanuel“ hat, aber im Gewicht ein wenig geringer ist. Man kann sich wohl vorstellen, welche außerordentliche Arbeit es für einen Glockengießer sein muß, eine solche Metallmenge in einem Guß in die Gestalt einer wohlklingenden Glocke zu verwandeln. Ein Mitarbeiter der Pariser Wochenchrift „Cosmos“ erinnert nach alten Verichten daran, daß schon zu einem Guß einer weniger großen Glocke, die sich gleichfalls in der Kirche Notre-Dame befindet, im Jahre 1396 nicht weniger als 120 Menschen nötig waren. Der damals regierende König genehmigte die Beibringung aller Blaskälge, die in der Hauptstadt zu finden waren. Freilich gab es damals in ganz Paris nur siebzehn Gießereien. Heute sind solche Umstände freilich nicht mehr nötig, und sogar der „Big Ben“ von London hat einen Nebenbuhler erhalten, der ihn sogar bestiegt hat. Es ist dies der „Große Paul“, der in der Paulskathedrale in London aufgehängt ist: zweifellos die größte Glocke von Großbritannien. Sie wiegt über 17 Tonnen und hat einen Durchmesser von beinahe 3 Meter. Gegossen wurde sie im Jahre 1881 für etwa 70 000 M. Nur wenige Glocken sind auf der ganzen Erde zusammenzubringen, die noch größere Maße und ein noch schwereres Gewicht haben. Da ist zunächst eine Glocke von Dimlich mit mehr als 18 und eine Glocke in Wien mit fast 18 Tonnen Gewicht. Alle werden aber übertroffen durch die Riefenglocke der großen Uhr in der französischen Stadt Rennes. Diese Glocke hat den Namen „Savoharde“ und ist der Gegenstand vieler begeisterter Schilderungen gewesen. Ihr Gewicht beträgt nicht weniger als 23 Tonnen. Die Angabe dieses Gewichtes stammt schon aus dem Jahre 1470, jedoch wurde die Glocke dreizehn Jahre später noch einmal umgegossen und erhielt erst dann ihren jetzigen Namen, nachdem sie zuvor „die große Französin“ genannt gewesen war. Es ist übrigens, wie sich begreifen läßt, gar nicht selten vorgekommen, daß die ersten Güsse so großer Glocken mißlingen. Die große Glocke von Amiens beispielweise mußte dreimal gegossen werden, ehe sie gelang. Das mittlere Gewicht von antiken Kirchenglocken schwankt zwischen 6 und 9 Tonnen; alles was darüber ist, ist zu dem Geschlecht der großen Glocken zu rechnen.

### Gesundheitspflege.

Die Wirkung des Wasserstoffsuperoxyds. Mehr und mehr tritt an die Spitze derjenigen Medikamente, mittels derer durch Gurgeln Mundhöhlen und Rachen von schädlichen Keimen



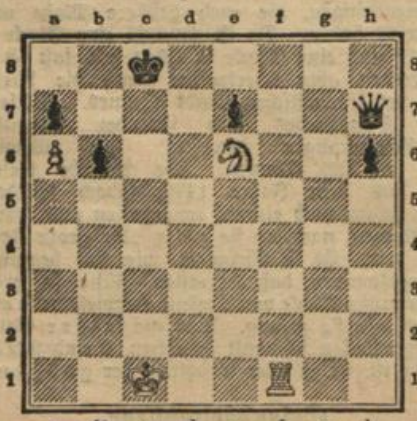
Befreit werden sollen, das Wasserstoffperoxyd. Bisher war wohl die essigsaure Tonerde das gebräuchlichste Mittel, das an Stelle des wegen seiner Giftigkeit gefährlichen Chlorkalks als Gurgelwasser getreten war. Zwar ist das Wasserstoffperoxyd schon seit Jahrzehnten bekannt, allein bis vor kurzem konnte es nicht in haltbarem Zustande hergestellt werden, sondern mußte durch einen Säurezusatz konserviert werden, der seinerseits für die Schleimhäute nicht unbedenklich war. Nun gelang es einer chemischen Fabrik, das Präparat dadurch unbegrenzt haltbar zu machen, daß es in Flaschen eingefüllt wurde, die an ihrer Innenwandung mit Paraffin überzogen sind. Um das Wasserstoffperoxyd handlicher zu machen, fabriziert es seit kurzem eine andere chemische Fabrik als Pastillen unter Zusatz von Bor- und Weinsäure. In einer weiteren Modifikation können diese auch als Mundpastillen verwendet werden. Alle diese Präparate haben nach den Erfahrungen, die Dr. Spizer in der „Deutschen Ärztezeitung“ veröffentlicht, vor allen anderen desinfizierenden Mundwässern zunächst voraus, daß sie völlig ungiftig sind und ohne jede Schädigung verschluckt werden können, wie es bei Kindern und zahlreichen Erwachsenen, die des Gurgelns unkundig sind, häufig genug vorkommt. Ein weiterer Vorzug ist sein Geschmack bzw. seine Geschmackslosigkeit im Gegensatz zu dem stark scharf-sauren Chlorkalk und der unangenehm zusammenziehenden essigsauren Tonerde, die wegen des Geschmacks bei Kindern häufig abgelehnt werden. Trotz seiner Ungiftigkeit entfaltet das Wasserstoffperoxyd nun höchste bakterientötende Kraft. Indem es an die Gewebe der Mund- und Rachenschleimhaut gelangt, zerlegt es sich unter Schäumen und spaltet freien Sauerstoff ab. Dieser „verbrennt“ die im Munde befindlichen Parasiten durch Oxydation auf das schnellste. Andererseits werden auch größere Körper, wie Speisereste oder abgestorbene Zellen, in den Schaum eingehüllt und oxydiert. Auf diese Weise verschwindet auch augenblicklich jeder von den fersetzbaren Massen herrührende üble Geruch. Seitdem man weiß, wie viele Infektionskrankheiten durch den Mund als Eingangspforte in den Körper eindringen und wie viele Krankheitserreger auch in der Mundhöhle eines scheinbar noch gesunden Individuums hausen, hat man auch die Notwendigkeit erkannt, für eine Keimfreiheit dieses Eingangs in den Körper in gesunden Tagen zu sorgen. Mit der Vereinstellung des Wasserstoffperoxyds zu diesem Zwecke scheint die Aufgabe in fast idealer Weise gelöst.

**Medizinisches.**

Muttermale durch flüssige Luft zu entfernen. Muttermale sind lange Zeit den Besprechungskünsten alter Frauen überlassen gewesen. Operiert durften sie nicht werden. Schließlich aber gelang es den Ärzten, sich durchzusehen, als bekannt wurde, daß dunkle Muttermale bisweilen den Ausgangspunkt für bösartige Geschwülste bildeten. Auch aus kosmetischen Gründen wurde häufig eine Entfernung der Feuermale gefordert. Diese Entfernung geschah mittels Verschorfens in der Glühzange oder durch Elektrolyse, die die einzelnen Blutgefäße zur Verödung brachte. Auf dem Internationalen Kongreß für Physiotherapie in Paris empfahl kürzlich der englische Arzt Wunch, an die Stelle dieser etwas heftigen oder langwierigen Eingriffe die Behandlung mit flüssiger Luft oder fester Kohlensäure treten zu lassen, die sich durch Billigkeit, Schnelligkeit und Promptheit vor allen anderen Behandlungsweisen auszeichnen. Flüssige Luft wird mit einem Stäbchen auf das Mal aufgetragen und dort 7-15 Sekunden belassen; feste Kohlensäure, von der je nach der zu behandelnden Fläche ein entsprechendes Stück abgeschnitten wird, bleibt etwas länger, 25-40 Sekunden, in Berührung mit den Geweben, die infolge Kälteere sofort hart und weiß werden. Nach einiger Zeit folgt verstärktes Zufließen des Blutes (Hyperämie) und die Bildung einer Kruste. Eine feine Narbe bleibt zurück, aber diese verschwindet in vierzehn Tagen. Dr. E. R.

**Schach.**

Unter Leitung von S. Alapin.



Dr. Bina. Weiß am Zuge gewinnt.

**Lösung.** (27. August. Umebung: Weiß, gewinnt: Kf5, Se5, Sd3, Lh6; Schwarz: Ke7, Sh7, Sa2, Ba5). 1. Ld2, a4 (1.... Sf6; 2. Lg5 zc. oder 1.... Sf8; 2. Lx a5, Sd7; 3. Sx d7 und Weiß gewinnt allmählich den auf a2 abgedrängten Springer); 2. Sb4, Sx b4; 3. Lx b4, Ke8 (3.... Kf7; 4. Se6, Sf6; 5. Sg5, Kg7; 6. Le3 zc. bzw. 4.... Kg8; 5. Kg6, Kh8; 6. Kf7, a3; 7. Le3 f1 zc.); 4. Se6, Kd7 (4.... Kf7; 5. Le5, a3; 6. Lx a3, Kg8; 7. Kg6, Kh8; 8. Lb4, Kg8; 9. Le7, Kh8; 10. Kf7, Sg5 f1; 11. Lx g5 f1 zc.); 5. Sg7, Ke6; 6. Kg6, Kb5; 7. La3, Ke4; 8. Kx h7, Kb3; 9. Le7, a3; 10. Se6, a2; 11. Lf6, Ke3; 12. Se5, Kb1; 13. Sb3, Ke2; 14. Sa1 nebst Kg6, und Weiß gewinnt den Bauer.

**Evansgambit.**

**A. de Rivière. S. Alapin.**

1. e2-e4 e7-e5  
 2. Sg1-f3 Sb8-c6  
 3. Lf1-c4 Lf8-c5  
 4. b2-b4 Lc5x b4  
 5. c2-c3 Lb4-a5  
 6. d2-d4 d7-d6  
 7. 0-0  
 Ober 7. Sg5, Sh6; 8. 0-0, Ld7; 9. L4, e x d4; 10. c x d4, Lb6; 11. Lb2, Df6!; 12. e5, d x e5; 13. Sx f7, Sx f7; 14. f x e5, D x e5; 15. Te1, 0-0-0; 16. T x e5, S f x e5; 17. Le2, S x d4; 18. L x d4, Le6; 19. Lg4 f, Kb8 zc. zugunsten von Schwarz.

7. .... Lc8-d7!  
 Dies ist etwas stärker als der Alapinsche Zug 7.... Lg3, welcher nach 8. Da4, L x f3; 9. g x f3, e x d4; 10. Lb5! zc. dem Weißen noch manche Angriffsausichten verschafft.

8. Dd1-b3  
 Eine interessante Wendung ist: 8. Sg5, Sh6; 9. d5, Se7; 10. Se6 f1, f x e6; 11. d x e6, Le6; 12. D h5 f, Sg6; 13. Lg5, Db8!; 14. f4, e x f4; 15. T x f4, b5; 16. Ld3 (16. Lb3, Db7; 17. Le2, Lb6 f nebst Le3); 16.... Tf3; 17. T x f3 f, K x f3; 18. Df3, Kg8; 19. L x h6, Se5; 20. Dg3, Df8; 21. Lg5, Lb6 f; 22. Kh1, S x d3; 23. D x d3, L x e4 und gewinnt.

8. .... Dd8-e7!  
 Auf 8.... Df6? könnte folgen: 9. d x e5, d x e5; 10. Ld5, Lb6; 11. Lg5, Dg6; 12. L x c6, L x c6; 13. S x e5 zc. zum Vorteil von Weiß.

9. d4 x e5 d6 x 5  
 10. Le1-a3!  
 Verhältnismäßig am stärksten:  
 10. .... De7-f6  
 11. Le4-b5 Sg8-e7  
 12. Sb1-d2 0-0  
 13. Lb5 x c6 Ld7 x c6  
 14. Sd2-c4 La5-b6  
 15. Sc4 x e5 Tf8-e8  
 16. La3 x e7  
 Auf 16. Sg5 folgt 16.... L x e4!  
 17. Se x f7, Ld5; 18. L x e7, L x b3;  
 19. L x f6, Le4 zc.

16. .... Te8 x e7  
 17. Se5 x c6 Df6 x c6  
 18. e4-e5 Dc6-c5  
 19. Ta1-e1 Ta8-e8  
 20. Te1-e2  
 Ober 20. Sg5, e6; 21. e6, f6 nebst ev. Dd5 zc.

20. .... h7-h6  
 21. Tf1-e1 c7-c6  
 22. Kg1-h1  
 Ober 22. e6 f, T x e6; 23. T x e6, D x f2; 24. Kh1, T x e6 zc.

22. .... Te7-e8  
 23. h2-h3 Te8-e7  
 24. c3-c4  
 Hiermit geht der Angriff verloren. Es ist jedoch schwer, eine andere Bedung der Drohung 24.... Lc7; 25. D x b7, L x e5 nebst Eroberung des Bc3 anzugeben. Der Angriff des Angehenden ist eben erschöpft und Schwarz erlangt allmählich die Oberhand auf Grund seiner besseren Bauernstellung.

24. .... Te7-e8  
 Droht f7-f6.  
 25. Db3-d3 Lb6-c7  
 26. Dd3-d7 Dc5-a5  
 Droht Td8.

27. Dd7-d3  
 Auf Dd4 folgt f7-f6.  
 27. .... Lc7 x e5  
 28. Sf3 x e5  
 Der hiermit provozierte Generaltausch führt zu einem verlorenen Damenendspiel. Jedoch auch bei 28. Df5, g6; 29. Db1, b6 zc. wäre der Winderbesitz des Bauern schwerlich weit zu machen.

28. .... Te6 x e5  
 29. Te2 x e5 Te8 x e5  
 30. Te1 x e5 Da5 x e5  
 31. Dd3-d7  
 Es drohte sowohl Da1 f als De1 f.  
 Auf 31. Dc2 folgt b7-b5 ebenfalls zugunsten von Schwarz.

31. .... De5-a1 f  
 32. Kh1-h2 Da1 x a2  
 33. Dd7 x b7  
 33. De8 f, Kh7; 34. De4 f, g6; 35. Df4, Db2; 36. D x f7 f, Dg7; 37. Df4 kam in Betracht.

33. .... Da2 x c4  
 34. Db7 x a7 c6-c5  
 35. Da7-a3 Dc4-c2  
 36. Da3-a3 f Kg8-h7  
 37. Da8-f3 f7-f5  
 38. Df3-e3 c5-c4  
 39. f2-f3 Dc2-d3  
 40. De3-f4 c4-c3  
 41. h3-h4 c3-c2  
 42. h4-h5 Dd3-d5  
 43. Kh2-h3 Dd5-c5  
 44. Df4-c1 Dc5-c4  
 45. Kh3-h2 Kh7-g8  
 46. Kh2-h3 Kg8-f7  
 Schwarz muß noch manche Vorsicht walten lassen, um lästige Schachszüge zu vermeiden, welche z. B. aus folgender Wendung ersichtlich sind:  
 46. .... De2; 47. Df4, Df1;  
 48. D x f5, c1 d; 49. D e6 f, Kh3?;  
 50. De8 f, Kh7; 51. Dg6 f, Kg8;  
 52. De8 f zc. Zwiesges Schach.

47. Kh3-h2 Dc4-c3  
 48. Kh2-h3  
 Ober 48. Df4, c1 d; 49. D x f5 f, Df6 zc.

48. .... Kf7-e6  
 49. Kh3-h2 Ke6-e5  
 50. Kh2-h3 f5-f4  
 51. Kh3-g4 Dc3-c8 f  
 52. Kg4-h4 Ke5-f5  
 53. g2-g4 f f4 x g3  
 54. Kh4 x g3 Dc8-c4  
 55. Kg3-h3 Dc4-e2  
 56. Kh3-g3 Kf5-e6  
 57. Dc1-g1  
 Auch andere Züge mühen nichts, z. B. 57. Kg4, Dg2 f; 58. Kh4, Dg5 f; 59. D x g5, h x g5 f zc. Ober 57. Kf4, De5 f; 58. De5 f, Kg4; 59. Dg5 f zc.

57. .... De2-e5 f  
 58. f3-f4  
 Auf andere Züge erzwingt Schwarz den Damenaustausch.

58. .... De5-c3 f  
 59. Kg3-h2 c2-c1 d  
 60. Dg1-g6 f Ke6-e7  
 61. Dg6-c4 f Ke7-f8  
 62. Dc4-f5 f Dc3-f6  
 Aufgegeben.

Obwohl Weiß mit den verhältnismäßig stärksten und solidesten Zügen spielte, ist die Partie doch nicht brillant. Sie bildet eine korrekte Illustration dafür, daß das Evansgammit von Schwarz ruhig angenommen und mit Vorteil verteidigt werden kann.